

Aus den Sprachgesellschaften

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu sehen. Sogar schweizerische Chorleiter lassen etwa singen: „Chüejergliit, üseri Lust Tuet is so wohl i der Brust-t“ und „Lofet, es (das Sternli) seit is: Gar gut. Set mi nit Gott i der Hut?“ E. St.

Allerlei Sprachliche Bemerkungen.

In der letzten Nummer der „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ rügt Herr Bl. den Mißbrauch des Wortes „Erlebnis“. An solchen Modewörtern hat es nie gemangelt. Gegenwärtig ist das Fremdwort „Problem“ besonders im Schwang. Es ist zwar ein uralter Gast bei uns, in neuerer Zeit aber zum argen Schmarotzer geworden. Wer jetzt volkswirtschaftliche Dinge behandelt, glaubt es nicht entbehren zu können und verwendet es in seiner Rede oder Schrift, sei sie noch so kurz, lieber mehrmals als nur einmal. So bekommt man das Wort übersatt, zumal da seinem Ersatz durch eines der deutschen Wörter „Frage“ und „Aufgabe“ meistens nichts entgegensteht.

Auch gewisse Redewendungen gehören in das Gebiet der Mode, z. B. „in absehbarer Zeit“ und „letzten Endes“. Sie sind nicht gar alt, haben sich aber unheimlich rasch eingebürgert und die schlichten Ausdrücke „bald“ und „schließlich“ nahezu verdrängt. Leider bedienen sich ihrer nicht nur Leute, denen man es nicht verargen darf, wenn sie sich an der stellenweise unsicheren Grenze zwischen gewählter und geschwollener Sprache nicht recht auskommen, sondern auch Schriftsteller von bestem Ruf. Das 1917 erschienene Buch von F. W. Foerster „Erziehung und Selbsterziehung“ halte ich nach Form und Inhalt für trefflich, ungeachtet es wegen einiger darin enthaltener Ansichten stark angefochten worden ist. Doch werden es manche Leser als Schönheitsfehler empfunden haben, daß man darin gar so häufig auf die Wendung „letzten Endes“ stößt. E. St.

Prozent. In einer Zeitung liest man: „Das Mehl sank an der oberschlesisch-polnischen Grenze 200 Prozent im Preis. Bei Pelzwerk ist ein Preisrückgang von rund 200 Prozent feststellbar.“

Was will das heißen? Wieviel sind z. B. 200 Prozent von 7 Franken? Genau 14 Franken! Also wären Mehl und Pelzwerk in Oberschlesien um weniger als Nichts zu kaufen — man kriegt dort offenbar noch heraus — der helle Unsinn! Wie kommen die Leute dazu, so etwas zu schreiben? Daran ist die Sucht schuld, überall das Fremdwort Prozent anzubringen, das zwar an sich einen unzweideutigen und sehr bestimmten Sinn hat, aber wie alle Fremdwörter in seiner Bedeutung dem Sprechenden oder Schreibenden nicht jederzeit klar ist, d. h. der Anschaulichkeit ermangelt. Der Zeitungsmann wollte vermutlich sagen „um zwei Dritteile“ oder „um ein Drittel“; aber das war ihm zu schlicht, klang zu wenig fachmännisch. So schrieb er denn gedankenlos den Unsinn. Bl.

Eine günstige Gelegenheit. Ueberall im Lande regen sich die „Fixbesoldeten“ und vereinigen sich in „Fixbesoldetenverbänden“. Viele von uns gehören auch dazu und machen mit. Die wirtschaftliche Seite der Sache geht uns hier natürlich nichts an, aber auf die günstige Gelegenheit sei doch aufmerksam gemacht, das blöde Wort zu bekämpfen und so viel als möglich (und möglichst unauffällig, nur mit einer gelegentlichen Seitenbemerkung) zu ersetzen durch Festbesoldeter. Das erste Wort wirkt

deshalb so unangenehm, weil sein erster Bestandteil hier durchaus Fremdwort ist (denn bei einer „fixen Idee“ bedeutet uns fix doch eigentlich mehr als „fest“), während wir ihn auch als einiger- (freilich nur geringer-)maßen eingedeutschtes Wort, aber in anderer Bedeutung haben, und diese beiden Bedeutungen stören sich. Wenn wir von einem „fixen Kerl“ sprechen oder sagen: Na, ein bischen fix, so bedeutet das Wort etwas anderes, als wenn wir von einer fixen Besoldung sprechen, und wirft einen unangenehmen Schein auf das ehrlich verdiente feste Gehalt. Es ist eine fixe Idee, man müsse sich Fixbesoldeter nennen; fahren wir ab mit diesem Wort, aber ein bischen fix!

Aus der Presse.

Ein Bundesgenosse. Nicht zum erstenmal, aber immer willkommen hilft uns der welsche Bruder im Kampf gegen das Fremdwort. Die Lausanner „Revue“ vom 6. Jänner schreibt über die deutsche Sprachreinigung. Zuerst wird natürlich etwas gespottet über diesen „Feldzug der alten Professoren“, die auf diese Weise ihre „kriegerischen Triebe“ austoben lassen, und über die amtliche Unterstützung der Bewegung; man nörgelt auch an einzelnen Verdeutschungen herum und am Fehlen anderer, aber im Grunde ist der Verfasser ganz einverstanden, denn er fühlt sich in seinem eigenen Sprachgefühl schwer beleidigt, wenn ein Lausanner Sportverein unmatch de football ausschreibt. Er macht auch den guten Witz, die deutsche Sprache mit ihren Fremdwörtern sei eine Art Football-Sprache. Ja, er billigt es offenbar auch — im Gegensatz zu jenen Deutschschweizern, die die Fremdwörter für nötig halten zur „Ueberbrückung des Grabens“ — wenn wir „Allemannen“ da mitmachen, denn er erhoffe daraus auch eine Verbesserung des français fédéral. Es komme nämlich nur zu häufig vor, daß ursprünglich französische Wörter (wir haben sie übrigens häufig unmittelbar aus dem Lateinischen) nach kürzerem oder längerem Aufenthalt im deutschen Sprachgebiet durch die Bundeskanzlei ins Französische zurückkehren, aber entstellt, verzerrt, lächerlich, sinnlos, und daraus entstehe dann ein pseudo-français, in dem es wimmle von réglementation, von reconstruction d'une société, von luxurieux, prédicat, sous-position, amortisation usw. Die Schriftleitung fügt den lebhaften Wunsch bei, es möge den Sprachreinigern auch gelingen, die firmes, délicatesses, restaurations, die parution und die journalistique auszuwischen, die sogar bis in die Pariser Presse eingedrungen seien. — Was sagen unsere dreisprachlichen Ueberpatrioten dazu?

Aus den Sprachgesellschaften.

Berein für deutsche Sprache in Bern (Berner Zweigverein). Am 7. Februar hielt der Vorsitzende, Herr Dr. K. Fischer, einen Vortrag über Friedrich v. Logau, den bekannten schlesischen Spruchdichter des 17. Jahrhunderts, der auch uns im Zeitalter des Weltkrieges so viel zu sagen hat. Obschon er nur Kanzleirat bei Herzog Ludwig von Brieg und Liegnitz war, legt er eine überraschende Welt- und Menschenkenntnis an den Tag. 1648 in den „Palmenorden“ aufgenommen, war er ein eifriger Verfechter der Sprachreinheit. So nannte er seine zahlreichen Epigramme „Sinngedichte“, ein Beispiel, das Lessing, der zuerst wieder auf ihn hinwies,

nachahmte. Gottfried Kellers Novellenfranz „Das Sinn-
gedicht“ knüpft an einen Spruch Logaus an. Mit schar-
fem Witz verspottet der Schlesiener viele Uebelstände, die
uns lebhaft an die jetzigen erinnern. Aus der Ueber-
fülle des Stoffes gab Herr Dr. Fischer eine treffliche
Auswahl, die er nach den hauptsächlichsten Gebieten glie-
derte: Krieg und Friede, vom Trinken, Charaktere,
Vaterland, Weiber und Mode, Adel, deutsche Sprache,
von Liebe, Lebensweisheit, Persönliches. Aus einer
Zeit, wo die fremden Söldner das Deutsch zu einem
Mischmasch aller möglichen Sprachen machten, freut uns
ein Spruch wie der folgende:

Kann die deutsche Sprache schnauben,
Schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen,
Liebeln, gütekn, kürmeln, lachen.

Wöchte der Vortrag von Dr. Fischer dem alten, aber
noch nicht veralteten schlesischen Dichter neue Freunde
werben!
H. St.

Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen.
St. Galler Blätter berichten über einen Vortrag, den
Prof. Dr. Siltz kürzlich in dieser Gesellschaft gehalten
hat über Sprachveränderungen und ihre Ursachen. Es
scheint eine wissenschaftlich wohlbegründete und doch
durchaus volkstümliche Darstellung gewesen zu sein.
Besonders anziehend waren die Beispiele von jenen Ver-
änderungen, in denen wir mitten drin stecken, die also
zur Beobachtung der eigenen Sprache anregen, den
Sprachwandel tatsächlich zum Erlebnis werden lassen
und so jedem Menschen mit geistigen Bedürfnissen einen
Blick auf eine Welt des Geschehens, Werdens und
Vergehens, in eine Entwicklung. Die Teilnahme einer
aus nicht lauter Fachleuten bestehenden Zuhörerschaft
an solchen Fragen ist sehr erfreulich.

In einer andern Sitzung behandelte Dr. Kobler das
Verkleinerungswort im Schweizerdeutschen, ausgehend
von den besonders in der Ostschweiz häufigen Formen,
die die Mitte halten zwischen Mundart und Schrift-
sprache. Der St. Galler spaziert am Sonntag bis ins
Riethüsli oder Steigriebli, wenn er nicht schon in einem
Röfli oder Schöfli hangen bleibt oder im Löchlibad,
bevor er sich im Feldli begraben läßt; geschrieben aber
werden diese Namen fast immer (auch amtlich) nicht etwa
mit der schriftdeutschen Endung lein, sondern mit -le:
Riethäusle, Röfle, Feldle, also mit ausgesprochen schwä-
bischer Verkleinerungsilbe. Das Verfahren ist natürlich
anfechtbar, ist auch offenbar im Vortrag stark angefochten
worden, und die Gesellschaft will sich in der Sache neuer-
dings an die Behörden wenden, aber erklären läßt es
sich vielleicht doch noch anders als aus der „Sucht, vor-
nehmer“ zu schreiben. Die eigenen mundartlichen For-
men pflegt man nun einmal nicht zu schreiben, die schrift-
sprachlichen aber klingen hier zu fremd und zu
schwerfällig (namentlich da es sich mehr oder
weniger um Gemütswerte handelt, wenigstens bei den
— Wirtshäusern!), und da fällt man eben auf einen
Mittelweg.

Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Einen
geradezu festlichen Abend erlebte diese Gesellschaft, zu-
sammen mit dem Lehrerverein Zürich, im Christmonat,
als Josef Reinhart aus seiner mundartlichen Dichtung,
insbesondere aus seinen „Waldvogelzyte“ (die wir
seinerzeit besprochen haben) vorlas. Kinderglaube und
Kinderliebe erweckten im Gewande der kräftigen Solo-
thurner Mundart und unter dem Zauber persönlicher
Fühlung mit dem Darsteller einen tiefen, teils ernsten,
teils frohen Eindruck. Unveröffentlichte Vertonungen

seiner Lieder (von Fritz Riggli und Heinrich Pestalozzi)
bildeten einen besondern Schmuck des Abends. — Bei
dieser Gelegenheit seien Reinharts reizende Liedli ab
em Land, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit ein-
facher Klavierbegleitung von Kasimir Meister (3. Aufl.
1917, Bern, Francke), lebhaft empfohlen, besonders für
Hausmusik.

Die Gesellschaft hat am 1. Hornung ihr bisher or-
dentliches Mitglied Jakob Böhrt (bis 1916 Rektor
des kantonalen Gymnasiums, jetzt aus Gesundheitsrück-
sichten in Clavadel) für seine Verdienste um die deutsch-
schweizerische Dichtung und um die Gesellschaft, zu deren
Gründern er gehört, zum Ehrenmitglied ernannt. Die
herbe Wahrhaftigkeit und der sittliche Ernst seiner Kunst-
auffassung haben das wohl verdient.

Briefkasten.

H. J., St. G. Ueber Schaffreiti haben Sie eine Menge Bücher
befragt und keine Auskunft gefunden? Haben Sie denn auch da
nachgesehen, wo man offenbare Mundartaussprüche zuerst sucht: in
unserem Dictionar? Zusammengelesene Wörter muß man freilich unter
dem 2. Bestandteil suchen, aber in diesem Falle hätten Sie schon
unter Schaff (Band VIII, Spalte 304) den Hinweis auf Band VI,
Spalte 1654 gefunden, wo das Wort Schaffreiti nachgewiesen ist,
und von wo aus Sie rückwärts auf Reiti (Spalte 1649) gekommen
wären. Also die Sache ist so: Eine Reiti oder Riti oder Rati (mit
mehr oder weniger offenem a) — diese Unterschiede sind mundart-
lich und nicht geschichtlich — ist vor allem ein Platz oder Raum zur
Bereitstellung oder Aufbewahrung von Vorräten, Geräten usw.
Sie kann z. B. als Boden ob der Tenne, den man andernorts Brügi
nennt, die Garben tragen, die am Reitiel durch das Reitieloch hin-
aufbefördert worden sind (Bernbiet) — der Sturz von der Reiti ist
ein häufiger Unfall — aber auch die Schlittbahn kann so heißen
(drum rufen in Inner-Rhoden die Kinder: Gang mer os der Reiti!)
und gewisse Geräte, wie die Hansbreche (Aargau, Zürich) und in
der Weberei die Strecklänge des Zettels, die auf einmal geschlichtet
und gepugt wird (und als Maßstab für Fleiß und Tüchtigkeit eines
Webers galt). Dieses Wort Reiti (schon althochdeutsch so) gehört zu
einem da und dort noch vorhandenen Zeitwort reite: etwas zureiten,
bereiten machen und ist verschwifert mit dem niederdeutschen „Reede“
für den Ort, wo Schiffe zur Fahrt bereitgestellt werden (ein „Rheder“
ist also trotz dem griechischen Aussehen seines Namens nur ein Bereit-
macher); es bezeichnet gern einen für bestimmte Zwecke ausgeübten
Platz, so besonders in Hofreiti, das in der Nordostschweiz gebräuch-
lich und daher besonders aus Huggenberger bekannt ist für den Hof-
raum beim Bauernhaus, der zur Bereitstellung von Pflügen,
Wagen und andern landwirtschaftlichen Geräten dient; aber auch
größere Geräte selbst können so heißen, die zur Bereitstellung kleinerer
dienen, wie gerade die Schaffreiti. Ein Schaff (althochdeutsch scap)
war ein Holzgefäß; das Wort war bei uns einmal heimisch; z. B.
wird von 1404 berichtet, beim Brand des Schlosses Angenstein (im
Bernser Jura) habe einer gerufen, „sy solten kübel, schaffer und
kessy nemen und ylen, das sloß retten und leschen“, und in einem
Schaff, rät E. König 1706 in seinem „Hausbuch vom Reb-, Acker-
und Wiesenbau . . .“, auch Vieh-halten . . .“ usw. solle man zu be-
stimmtem Zweck zerstoßene faule Äpfel, Sauerteig und Weizenkleie
zusammenschütten. Das Wort war früher auch allgemeiner verbreitet,
ist aber unserer Mundart schon lange fremd, während das für eine
Nebenform gehaltene Schafft im Sinne von Gestellbrett, Gestell, offe-
nem oder verschließbarem Schrank noch ziemlich allgemein bekannt
ist. Schaff hat sich nur noch erhalten in Zusammenfügungen wie
Handschaff, Wasserschaff und eben in Schaffreiti.

Diese Schaffreiti oder -Schaffriti (im Thurgau Schaffrati, in
Bürgele sogar Schaf(e)ralti, im Appenzeller Hinterland Schafräti,
im St. Galler Rheintal Schafroati usw.) kommt nun in der Bündner
Herrschaft, in St. Gallen-Stadt und -Land (vom Toggenburg nur
im obern Teil), in Appenzell, Glarus, Außer-Schwarz, Thurgau und
Schaffhausen vor im Sinne von Küchenschrank, wofür man in der
mittleren Nordschweiz meist Chuchigaste, anderswo (z. B. Friedtal
und Zürcher Oberland) Almari oder etwas ähnliches (von mittel-
lateinisch armarium, franz. armoire, früher armoire), wieder anders-
wo Buffet, Chuchibuffet oder dergl. sagt. Von einem starken Eßer
heißt es in Glarus: „Am liebste näm-er d'Schafferadi uf e Buggel
as-er eißter z'sesse bi-n-em hett“, von einem, der mit Saß und Paß
ausgezogen ist: „Er het di ganz Schaffreiti mitg'nu.“ Aus St. Gallen
berichtet Johannes Kessler von einer Feuersbrunst in der Mülter-
gasse (1532), das Feuer sei „in ainer Schafferradi angangen“. In einer